



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Hermann der Cherusker und sein Denkmal

Bäte, Ludwig

Detmold, 1925

Deutsches Altertum und römische Kultur / Von Professor Dr. Fr. Koepf

urn:nbn:de:hbz:466:1-8746

DEUTSCHES ALTERTUM UND RÖMISCHE KULTUR

VON PROF. DR. FR. KOEPP

Was wären wir ohne die Tat des Arminius? Wem drängte sich nicht vor Wandels Denkmal diese Frage auf! Dürften wir Deutsche uns nennen in demselben bewußten und beglückenden — ja, trotz allem: beglückenden! — Gefühl des Gegensatzes zu allem Romanischen?

Die Folge der Varusschlacht war doch, wenn auch nicht die unmittelbare und nicht die schlechtthin notwendige Folge, Roms Verzicht auf die Eroberung Germaniens.

Auch über eine bis zur Elbe ausgedehnte germanische Provinz wären vermutlich die Wogen der germanischen Völkerwanderung dahingebraust; aber schwerlich hätte bis dahin Sprache und Sitte der Germanen der Romanisierung widerstanden, und schwerlich wäre in einem so viel weiteren Gebiet den eindringenden Stämmen des Ostens die Aufrichtung des germanischen Wesens so gründlich gelungen, wie sie nun in den beschränkteren Grenzen der germanischen Bezirke des Limesgebiets und des linken Rheinufers gelang.

Wir vergleichen die Pläne der Zeit des Augustus mit dem, was tatsächlich wurde, und so groß wie der Abstand erscheint uns der Ruhm des Arminius.

Durch die Eroberung Galliens war der Rhein zur Grenze des Reichs geworden. Er wäre es gewiß nicht geblieben, wenn dem Eroberer Galliens ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Die Untauglichkeit dieser Grenze lag schon damals klar zu Tage. Denn seit Jahrhunderten ging der Zug der Völker hin und her über den Strom.

Den Ariovist hatte Cäsar besiegt. Aber ein Teil seiner Scharen blieb auf dem linken Rheinufer. Lange vor diesen Tribokern, Nemetern und Wangionen hatten andere Germanenstämme, die Cäsar im Gebiet der Belgica vorfand, den Fluß überschritten, und in noch fernere Vorzeit weist uns die germanische Abstammung, deren sich einige Stämme unter den belgischen Galliern rühmten. Andererseits waren die Kelten zurzeit ihrer größten Macht über den Strom gegangen, hatten weite Gebiete des rechtsrheinischen Landes besetzt, waren hier und dort dann wohl wieder von Germanen zurückgedrängt worden, aber aus Süddeutschland zu Cäsars

Zeit keineswegs gewichen, während im Norden eben damals die Menapier, als die letzten dem Andringen der Germanen nachgebend, sich auf das linke Ufer zurückzogen. Dem Nachdrängen der Germanen Einhalt zu gebieten, war der Zweck der beiden kurzen Feldzüge Cäsars ins überrheinische Land. Als Warnungszeichen ließ er seine Brücke teilweise stehen. Auf dieser Brücke hat dann wohl Agrippa zweimal den Strom überschritten. Aber er sah sich genötigt, Roms rechtsrheinische Schützlinge, die Ubier, auf das linke Ufer zu verpflanzen. Das geschah, wie Tacitus sagt, weniger um sie wirksamer zu schützen als damit sie ihrerseits zum Schutz der Rheingrenze mitwirkten. Daran mag auch Cäsar schon gedacht haben, als er die Sueben des Ariovist auf dem linken Ufer ansiedelte oder sich ansiedeln ließ.

Aber die Sigambrier ließen sich auch durch die Ubier die Überschreitung des Flusses nicht verwehren, und die Niederlage des Lollius setzte die Unhaltbarkeit dieser Grenze ins hellste Licht.

Da beschloß Augustus die Eroberung des rechtsrheinischen Landes bis zur Elbe. Dadurch wurde nicht nur die Gefahr germanischer Angriffe auf die Grenze des Reichs ferner gerückt, sondern auch diese Grenze gegen die an Rhein und Donau entlang laufende ganz erheblich verkürzt und verteidigungsfähiger gemacht. Dieses Ziel war den Feldzügen des Drusus und Tiberius gesetzt. Vor der Zeit rief den Drusus der Tod, vor der Zeit dann den Tiberius das Zerwürfnis mit Augustus ab, und für ein Jahrzehnt ist die Überlieferung fast ganz stumm, bis wieder Tiberius, mit seinem Stiefvater, nun auch Schwiegervater, ausgesöhnt, das Kommando übernimmt. Nach einem bis in den Dezember ausgedehnten Feldzug soll damals (4/5 n. Chr.) das römische Heer „zum ersten Male“ mitten in Germanien – ad caput Juliae (oder, nach Lipsius' Korrektur: Lupiae) fluminis die Winterquartiere bezogen haben. Das kann, wenn nicht überhaupt das princeps des Velleius (II 105) anders aufzufassen ist, nur unter Beschränkung auf ein ganzes Heer oder auf eine so tief in Germanien gelegene Gegend richtig sein. Denn wenn Drusus im Jahre 11 v. Chr. an der Mündung des Elison in die Lippe den Feinden ein Kastell „vor die Nase“ setzte, so wird er dieses doch nicht sofort wieder geräumt und der Zerstörung preisgegeben haben, und das römische Lager von Oberaden, das möglicherweise jenes Kastell ist, ist, wenn es auch nicht lange bestanden hat, doch nach der Art des Ausbaues ganz gewiß nicht nur für die Dauer

eines sommerlichen Feldzuges errichtet worden, und auch von dem Lager von Haltern ist das nicht glaublich. Und wenn Velleius selbst sagt, daß schon ein Jahrzehnt zuvor Tiberius das germanische Land „fast zur Provinz“ gemacht hätte (in formam paene stipendiariae provinciae), so beweist das zwar, daß Germanien nicht, wie man früher annahm, vor der Varusschlacht tatsächlich Provinz war, läßt sich aber doch mit Zurückziehung aller Truppen zu Beginn des Winters kaum vereinigen. Der Behauptung einzelner fester Punkte widerspricht es nicht, daß der neue Feldzug des Hauptheers jedesmal von den großen Lagern des linken Rheinufer, Vetera oder Mogontiacum, auszugehen scheint. So sehen wir ja auch später „die Lippefestung“ zu Anfang des Jahrs von den Germanen belagert, offenbar doch ein den Winter hindurch besetztes Kastell, zu dessen Entsatz nun Germanicus mit dem Hauptheer heranzieht.

Was Velleius mit jenem kurzen Wort andeutet, das sehen wir bei Dio etwas weiter ausgeführt: „Die Römer besaßen einige Teile des Landes, nicht zusammenhängend, sondern wie man sich gerade ihrer bemächtigt hatte, weshalb es auch gar nicht zu geschichtlicher Kenntnis gelangt war. Dort überwinterten ihre Truppen und bildeten sich städtische Ansiedelungen, und die Barbaren wurden von der Kultur erfaßt und gewöhnten sich an friedlichen Verkehr auf den Märkten, ohne doch der Sitten der Väter und der angestammten Art, der Selbständigkeit und der auf dem Gebrauch der Waffen beruhenden Freiheit sich begeben zu wollen.“

An den Hauptstraßen, den Landwegen wie den Wasserstraßen, haben wir uns feste Plätze zu denken, die dauernd besetzt waren, und neben denen alsbald die Lagerdörfer (canabae) entstanden, die uns am Rhein und im Limesgebiet wohlbekannt sind. Es ist ein Zufall, daß uns von diesen Plätzen nur ein einziger — Also — oder höchstens zwei, wenn das Kastell an der Elisonmündung mit jenem nicht gleichzusetzen ist, dem Namen nach bekannt ist. Es ist ein Zufall, daß bis jetzt erst zwei dieser befestigten Römerlager durch den Spaten nachgewiesen sind — bei Haltern und bei Oberaden. Hat es der Marschlager unzählige auf deutschem Boden gegeben, von denen die meisten der Erde eine unvertilgbare Spur eingepreßt haben werden, so hat es doch auch der für einige Dauer bestimmten „Kastelle“ eine nicht geringe Zahl gegeben, von denen wir eher als von jenen noch manche zu finden hoffen dürfen.

Fürstensöhne der Cherusker hielten den kaiserlichen Dienst in Rom nicht unter ihrer Würde und verschmähten nicht den Rang eines römischen Ritters. Andere walteten als Priester am Altar der Ubier, der für die zukünftige Provinz Germanien nach wahrscheinlicher Annahme ein ähnlicher sakraler Mittelpunkt werden sollte, wie es der Altar der Roma und des Augustus in Lyon für Gallien war, gleich diesem ein an der Peripherie gelegener „Mittelpunkt“, gleich diesem vermutlich der Roma und dem Augustus geweiht. Ist es da unglaublich, daß man sich römische Garnisonen gefallen ließ, deren Sorge für die Erhaltung und Sicherung der Straßen auch den Einheimischen zustatten kam? So hatten diese sich auch die Erbauung der „langen Brücken“ des Domitius, der vielgesuchten, oft gefundenen, gern gefallen lassen, um so eher, als der Anblick solcher „Moorbrücken“ den Germanen keineswegs neu war, vielmehr diese umgekehrt den Römern erst in Germanien bekannt geworden waren und vielleicht nur von ihnen in soliderer Bauart hergestellt wurden. Darauf scheint der Ausdruck des Tacitus „aufdämmen“ hinzuweisen. Wege waren auch die *aggeres* und *limites*, durch die später Germanicus die Festung Aliso mit dem Rhein verband. Meist aber werden die Römer in der Zeit jener ersten Eroberungszüge sich mit den vorhandenen Wegen begnügt haben. An eine Befestigung der Straßen, wie wir sie auf dem linken Rheinufer und im Limesgebiet zu finden gewohnt sind, ist jedenfalls hier im nordwestlichen Deutschland nicht zu denken. Vor den Toren der Halturner Lager müßten sonst Spuren der Straßenbestückung gefunden worden sein, und das Schicksal des Lagers auf dem Annaberg hat uns ja auch gelehrt, wie schwer in diesen Gegenden zuweilen das Steinmaterial zum Straßenbau noch in einer uns gar nicht fernen Zeit zu beschaffen war. Wo man in diesen Landen aufgedämmte Römerstraßen früher zu sehen meinte, haben sich die Wälle wohl durchweg als Landwehren einer zumeist viel späteren Zeit herausgestellt, und von den „Heer- und Handelswegen“ des alten Schneider hat hier wie anderswo nur das Allerwenigste Bestand.

Einige Fürsorge den Verkehrswegen zuzuwenden, die hauptsächlichsten durch Kastelle zu sichern, und auch sonst an Stellen von Bedeutung militärische Stützpunkte anzulegen, war dennoch das erste, was die Römer taten in dem für eine neue Provinz in Aussicht genommenen Land. Je weniger es der Gewalt bedurfte, um das Ziel zu erreichen, um so besser. Der Germanen Uneinigkeit bot nur

zu viel Gelegenheit, in freundschaftlicher Parteinahme für die einen den ganzen Stamm unmerklich in Abhängigkeit zu verstricken.

Nicht mit Unrecht gewiß sagte später Tiberius von sich selbst, daß er mehr durch kluge Verhandlungen als durch Waffengewalt erreicht habe; auf die Zwietracht der Germanen wies er nicht erst hin, als er den Germanicus zurückrief. Waffengewalt freilich war es, die zum letzten Schlag ausholte, als der pannonische Aufstand dem Tiberius in den Rücken fiel. Daß Rom dieses Aufstands nur mit gewaltiger Kraftanstrengung Herr wurde, mußte sein Ansehen in den Augen der Germanen erschüttern und die Bande der Abhängigkeit lockern. Als dann Quintilius Varus, ungeduldiger als Tiberius, vielleicht eben weil er diese Lockerung bemerkte, die Zügel straffer anzuziehen versuchte, als er den Germanen römische Rechtsprechung aufdrängen und Steuern abpressen wollte, da flammte der nicht erloschene Freiheitsinn gewaltig auf, und auch die Römerfreunde erkannten die drohende Gefahr.

Die Ansätze einer germanischen Provinz verschlang die Katastrophe des Varus. Nur notdürftig stellte Tiberius die Ehre der römischen Waffe wieder her. Das Verlorene wiederzugewinnen war schwerer, als es zum ersten Mal zu gewinnen. Es würde Jahre geduldiger Arbeit erfordert haben. Man mußte und durfte die Zwistigkeiten unter und in den germanischen Stämmen, die der Erfolg hatte zurücktreten lassen, erst wieder aufleben lassen. Langfristige Pläne verbot die Rücksicht auf den alternden Augustus. Nach dessen Tod hat dann Tiberius dem Sohn des Drusus gestattet, die Pläne seines Vaters und Oheims wieder aufzunehmen. Aber Germanicus stand wohl an Feldherrnkunst jenen beiden, an politischer Klugheit jedenfalls dem Tiberius nach, und sein Hauptgegner war durch den Erfolg gewachsen. Man braucht des Germanicus Leistung nicht gering zu achten; man darf die Zähigkeit, mit der er allen Fehlschlägen Troß bot, bewundern. Aber man sah sich nach so vielen Feldzügen dem Endziel keineswegs so nah wie ein Menschenalter früher, und wenn Tiberius Verlust und Gewinn verglich, so brauchte nicht Eifersucht gegen seinen Neffen das Motiv zu sein, das ihn zur Einstellung dieser Feldzüge bewog.

Daß man an einzelnen wichtigen Punkten einen Fuß auf dem rechten Rheinufer behielt, nirgends das Vorrücken der Germanen bis zum Ufer duldete, ist gewiß.

Im wesentlichen ward aber nun doch wieder der Rhein zur Grenze, wie er es vor der großen Offensive gewesen war.

Das linke Rheinufer und selbstverständlich auch alles, was man auf dem rechten etwa festhielt, gehörte zu der gallischen Provinz Belgica. Aber die starke Belegung mit Truppen entzog dieses Gebiet fast ganz der Zivilverwaltung der Provinz. Es ist nicht möglich, sich eine anschauliche Vorstellung von den Existenzbedingungen der Bevölkerung zu machen, die zwischen und hinter den römischen Lagern ansässig war, noch eben in ihrem germanischen Element erheblich verstärkt durch die Verpflanzung der Sigambrer oder doch eines guten Teils dieses Stammes. Diese wurden nördlich von den Ubiern angesiedelt, gleich diesen wohl auf längst von Germanen besetztem, aber durch Cäsars grausame Vernichtung des Eburonenvolkes vielleicht menschenleerem Boden. An das Ubiergebiet schloß sich im Süden das der Treverer an, an dieses das der Bångionen, weiterhin der Nemeter und Triboker, deren Niederlassung auf dem linken Ufer wohl auch auf dünne Besiedelung schließen läßt, zweifellos aber doch keltische Volksteile vorfand und nicht völlig verdrängte. Germanen wie Kelten wurden beiseite gedrängt, wo sie etwa einem der Lager oder Kastelle im Weg waren, deren lange Kette sich durch dieses ganze Gebiet zog. Mancher Bewohner des Landes fand ja auch in den Kohorten der Hilfstruppen Aufnahme, und in manchem der Lagerdörfer, die bei keiner militärischen Station fehlten, lebte ein alter Vicus fort, dann umso eher nach der Verlegung der Truppe noch lebenskräftig. Diese Lagerdörfer, in ihrem Wachstum von der Stärke der Lager abhängig, zu denen sie gehörten, konnten ein stadtartiges Aussehen gewinnen, nur allmählich natürlich und nicht gleich in jener ersten Zeit. Eine wirkliche Stadt aber, auch nach römischem Begriff, entstand nur an einer Stelle, in Anlehnung ursprünglich auch hier an eines der Hauptlager, dann aber selbständig geworden und als Ara Ubiorum zur Hauptstadt der neuen Provinz bestimmt, danach zur Kolonie erhoben und nach der Gemahlin des Kaisers benannt, die Erinnerung an diese Ausnahmestellung noch heute in ihrem Namen bewahrend.

Aber wie sich aus der ältesten Zeit der Colonia oder gar aus der der Ubiestadt nur gar spärliche Spuren den Trümmerschichten späterer Jahrhunderte abgewinnen lassen, so haben sich auch sonst über die Reste, die allenfalls von den ersten Jahrzehnten der Römerherrschaft am Rhein zeugen könnten, die Schutt-

massen der folgenden Zeit gelagert, und wir müssen froh sein, wenn wir wenigstens von den dauerhafteren Verhältnissen dieser späteren Zeit eine einigermaßen greifbare Vorstellung gewinnen können. Dabei sind die Schriftstellernachrichten von geringem Nutzen, da sie nur von den kriegerischen Ereignissen ausführlicher zu reden pflegen, die uns hier nur insoweit angehen, als sie für die Gestaltung der Zustände den Anstoß gaben und die Grundlage schufen. Erst aus der spätesten Zeit besitzen wir eine literarische Zustandsschilderung von allerhöchstem Wert, in der „Mosella“ des Ausonius, die uns Anschauung gäbe, auch wenn die Worte des Dichters nicht in dieser Spätzeit durch reichlicher erhaltene Denkmäler verlebendigt würden. An solchen Denkmälern fehlt es zum Glück auch in der früheren Zeit nicht ganz, seien es Inschriften, seien es Bildwerke, die uns Aussehen und Treiben der Bewohner der Rheinlande vor Augen führen, Erzeugnisse der in langer Friedenszeit aufblühenden Kultur, römisch, doch nicht ganz ohne einen barbarischen Einschlag, der vielleicht mehr in der Aufgabe als in der Ausführung liegt.

Aber wie sich nach harten Kämpfen hier ein friedlicher Dauerzustand bildete, muß kurz erzählt werden.

Hatte der Rhein sich zu Augustus Zeit als eine unsichere Grenze erwiesen, so war nicht zu erwarten, daß er sich nun besser bewähren würde, da doch die Angriffslust der Germanen durch das Zurückweichen der Römer eher gesteigert sein mußte.

In der Tat hat denn auch in den folgenden Jahrzehnten keineswegs dauernd Ruhe geherrscht am Rhein. Aber zu einer wirklichen Gefahr wurde das Andrängen der Germanen doch nur, wenn die Zuverlässigkeit der Truppen ins Wanken geriet, denen die Hut der Grenze anvertraut war. So war es in den Wirren jenes Vierkaiserjahres, die uns Tacitus anschaulicher als irgend eine andere Periode unserer Frühgeschichte schildert. So war es ein halbes Menschenalter später, als der Legat des obergermanischen Heeres, Antonius Saturninus, in Mainz die Fahne des Aufruhrs aufpflanzte. Zwischen diese beiden Ereignisse aber fällt die bedeutsamste Wandelung der römischen Rheinpolitik, mit der man, belehrt durch die inzwischen gemachten Erfahrungen, besonders die des Bataverkrieges, den Plan der Augusteischen Zeit in gewissem Sinn, wenn auch in sehr viel bescheidenerem Umfang, wieder aufnahm. Der

Chattenkrieg des Domitian führte zur Eroberung rechtsrheinischen Landes, das man durch die Anlage des „Limes“ abgrenzte, um nicht zu sagen sicherte.

Vespasian war vorangegangen, indem er eine Heerstraße bauen ließ, auf der eine schnellere Verbindung zwischen Rhein und Donau möglich war. Eine solche Heerstraße mußte durch Kastelle gesichert werden und ihre Anlage zog im Grund ohne weiteres den dahinter liegenden tief einspringenden Winkel zum Reich. Domitian begnügte sich damit nicht; aber für den sonderbaren Verlauf seines Limes oder des Limes, der in seinem Sinn dann von seinem Nachfolger ergänzt wurde, gibt es keine so einfache Erklärung. Der Zweck, die Grenze über die Flüsse hinauszuschieben und durch die Einbeziehung des einspringenden Winkels zu verkürzen, erklärt nicht alles, erklärt weder die Ansatzstelle an den Flüssen, noch den weiten Bogen um die Wetterau, am wenigsten die Tatsache, daß dennoch ein einspringender Winkel blieb. Aber hier soll von der Geschichte des Limes nicht die Rede sein. Es kommt uns nur darauf an, daß von nun an weite Strecken des Barbarenlandes zum Reich gezogen und römischer Verwaltung unterstellt, römischer Kultur erschlossen waren. Was war das für Land, und was wurde aus ihm?

Um die Antwort betrügt uns die Dunkelheit jenes Satzes der „Germania“, in dem der Limes erwähnt wird — absichtlich mit möglichst unbestimmtem Ausdruck, damit nicht ein Verdienst des verhassten Domitian hier erkannt werde. Die Worte müssen hier stehen, damit deutlich sei, was sie uns sagen, was versagen. Von den Chatten, Mattiakern, Batavern war die Rede; da heißt es: „Nicht zu den germanischen Volksstämmen, obgleich jenseits des Rheins und der Donau ansässig, möchte ich die rechnen, die — hier muß die Übersetzung zunächst unterbleiben! — decumates agros bebauen. Gesindel aus Gallien, durch die Not verwegend gemacht, hat sich des Bodens — wieder muß die Übersetzung zurückgehalten werden: dubiae possessionis bemächtigt. Dann wurde der Limes angelegt und die Kastelle wurden vorgeschoben und damit das Land zu einer Ausbuchtung des Reichs und einem Teil der Provinz gemacht.“ Der Ausdruck decumates findet sich nur hier und man hat gezweifelt, ob er als gleichbedeutend mit decumanus anzusehen sei, ob er etwa gar nicht mit agros zu verbinden sei, sondern als Subjekt zu dem agros exercent zu gelten habe.

Aber nicht nur die Wortbedeutung ist umstritten, fraglich ist auch, welches Ge-

biet Tacitus meint — das ganze vom Limes umschlossene Land oder nur einen Teil? Da ist entscheidend, daß er das Land von Galliern bewohnt nennt. Das gilt nur von dem südlichen Teil des Limesgebiets, und ich kann mich deshalb nicht dazu entschließen, die Worte auf die Wetterau zu erstrecken, obgleich auf die sie umschließende Ausbuchtung des Limes der Ausdruck *sinus imperii* so gut passen würde. Gallische „Abenteurer“ sollen sich des Landes bemächtigt haben — in dünner Besiedelung offenbar. Das südliche Limesgebiet war einst von Helvetiern bewohnt, die dann auswanderten; „die Helvetier-Einöde“ hieß noch nach Jahrhunderten das Land. Einzelne Splitter jener Kelten waren aber nach Ausweis der Gräberfunde in dem verlassenen Land geblieben. Man nimmt an, daß diese Tacitus oder sein Gewährsmann irrig für spätere Einwanderer hielt. Den Namen *decumates agri* erhielt das Gebiet klärllich erst, nachdem es zum Reich gezogen war, und wir werden die Bezeichnung doch wohl mit „zehntpflichtig“ übersetzen dürfen. „Unsicherer Besitz“ konnte es vorher heißen entweder als „herrenloses Land“ — für diese Auffassung könnte man anführen, daß Tacitus eben die Bewohner für neuerdings eingewandert zu halten scheint —, oder als feindlichen Angriffen ausgesetztes Land, was durch die Betonung der „Verwegenheit“ der Einwanderer und der Sicherung durch die römischen Kastelle empfohlen scheinen könnte.

Eine Besteuerung nach dem Ertrag würde eine wenigstens summarische Vermessung des Landes voraussetzen. Von einer solchen Vermessung haben sich sowohl im Limesgebiet als auf dem linken Rheinufer vereinzelte Spuren erhalten, und man könnte sich höchstens wundern, sie schon so früh bezeugt zu sehen. Aber wir wissen ja, daß einige Jahre vor der Abfassung der „*Germania*“ aus den rheinischen Heeresbezirken zwei neue Provinzen gemacht worden waren, denen man im Hinblick auf die weitaus überwiegende Zugehörigkeit der Bevölkerung den Namen „*Germania*“ gegeben hatte. Zu der oberen dieser Provinzen gehörte nun auch das ganze rheinische Limesgebiet und hatte so teil an allen der Einrichtung der Provinz geltenden Maßnahmen, zu deren ersten eine Landesvermessung gehören mochte. Diese wird sich natürlich nicht auf einen Teil des neugewonnenen Landes beschränkt haben; aber es ist denkbar, daß doch ein Teil, dem nach der Art seiner spärlichen Bevölkerung ein bezeichnenderer Name nicht leicht zu geben war, vorzugsweise nach der Zehntpflicht benannt wurde. Wahrscheinlich ist übri-

gens auch, daß die Behandlung des neubefesteten Landes zunächst wenigstens durchaus nicht überall die gleiche war, vielmehr von dem Verhältnis abhing, in dem die Bevölkerung, durch deren Gebiet der Limes zog, zu Rom stand. Das läßt uns auch die literarische Überlieferung, so spärlich sie ist, noch erkennen. Wenn Frontin berichtet, daß Domitian durch seinen Limes die im Wald gelegenen Zufluchtsburgen und Schlupfwinkel der Feinde — die Chatten sind gemeint — bloßlegte und so dem Krieg eine günstige Wendung gab und die Feinde unterwarf, so wird hier ganz gewiß nicht das Verfahren Platß gegriffen haben, von dem derselbe Schriftsteller an anderer Stelle erzählt, wonach der Kaiser die von dem Limes in Anspruch genommenen Felder gegen Entschädigung enteignet hätte. Aber das geschah eben nicht im Gebiet von Feinden, sondern von solchen, deren Parteinahme zweifelhaft war — *dubii* nennt sie Frontin ausdrücklich — und die durch solche „Gerechtigkeit“ gewonnen werden sollten. Andere Stämme, deren Romfreundlichkeit schon bewährt war, wie die Mattiaker, werden erst recht schonend behandelt worden sein.

So waren ja auch in Gallien einzelne Stämme als *socii* des Römischen Volkes anfangs besser als andere gestellt gewesen. Wenn zu solchen freundlichen oder feindlichen Beziehungen als mitbestimmend für den Verlauf des Limes noch die Rücksicht auf die Fruchtbarkeit des Bodens hinzukam, wie das bei der Wetterau vermutet worden ist, so wird man sich nicht vermessen, die Motive der Limesführung jemals bis zum letzten aufzuhellen. Nur die schnurgeraden Strecken, von denen keine dem Limes der allerersten Zeit angehört, und die von Wallbüren bis Welzheim, fast hundert Kilometer lang, die merkwürdigste ist, nur diese schnurgeraden Strecken sprechen eine ganz eindeutige Sprache. So erstaunlich die Ergebnisse der Spatenarbeit am Limes sind, so lassen sie doch noch manche Frage unbeantwortet. Weder birgt der Boden alles, was wir zur wirklichen Erkenntnis bedürfen, noch werden wir das, was er birgt, jemals vollständig aufdecken. Der Sinn der archäologischen Tatsachen wird sehr oft dem Bereich der Vermutungen nicht entrückt werden können, und dabei wird die Umordnung des archäologischen Nebeneinander in ein geschichtliches Nacheinander stets eine große Rolle spielen.

Immer weiter hat sich die Limesforschung ihr Ziel gesteckt. Von den sichtbaren Resten, dem Wall und Graben des germanischen, der Mauer des rätischen

Limes ist sie ausgegangen und dann vorgedrungen zu den so viel unscheinbareren Spuren früherer Perioden dieser sonderbaren Grenzsperre. Unter und neben den Steinkastellen hat sie ältere Erdkastelle ermittelt, die „Begleithügel“ hat sie als Überreste von Wachtürmen erkannt und unter diesen auch wieder spätere von Stein und ältere von Holz unterschieden. Als man dann der Verbindung der Grenzwehr mit den Hauptlagern des linken Rheinufers nachging, fand man allmählich streckenweise, am vollständigsten wohl in der südlichen Wetterau, ein überraschend reiches Straßennetz und gewann hier und da eine ziemlich deutliche Vorstellung von der Besiedelung, wobei freilich die Reste römischer Landhäuser eher die Aufmerksamkeit auf sich zogen, als die unscheinbaren Spuren der Ansiedelungen einheimischer Bevölkerung, die, von Anfang an in manchen Gegenden wohl recht spärlich, im Lauf von anderthalb Jahrhunderten teils mit der militärischen Besiedelung vermischt, teils durch sie zurückgedrängt worden sein mochten.

Aus den Lagerdörfern verlassener Kastelle, die in der ersten Zeit der am Limes verzettelten eigentlichen Grenzwehr als Stützpunkte gedient und ihrerseits in den großen Lagern jenseits des Rheins ihren Rückhalt gehabt hatten, aus den Lagerdörfern dieser einstigen Kastelle wurden zum Teil stadtartige Ansiedelungen, die sogar früher als die Quasi-Städte des linken Ufers durch Mauern das Ansehen wirklicher Städte gewonnen zu haben scheinen. Sie mögen eine ziemlich buntschichtige Bevölkerung beherbergt haben, in der auch das einheimische Element in mancherlei Mischungen vertreten war, um so stärker vertreten, je mehr es in der späteren Zeit üblich war, die Kohorten und Alen des Grenzheeres aus der Umgebung der Standorte zu ergänzen oder die Eingeborenen in den sogenannten Numeri einzustellen. Bunt genug war schon ursprünglich die Zusammensetzung dieser Hilfstruppen, wenn auch ihre oft in weite Ferne weisenden Namen ihre Bedeutung allmählich verloren hatten. Ihre Angehörigen, mochten sie nun aus der Nähe oder aus der Ferne stammen, hatten sich natürlich stets gern mit Töchtern des Landes in ungeseklicher oder geseklicher Ehe verbunden und lebten als Veteranen mit ihren Familien, die bei der Entlassung legalisiert wurden, in den dem einstigen Standort benachbarten Städtchen oder auch auf einem der über das ganze Land zerstreuten, wie man zu erkennen meint, mit ungefähr gleichen Landlosen ausgestatteten Bauernhöfen. Zu den Nachkommen der einstigen Heeresangehörigen kamen dann die Abkömmlinge der dem Truppenteil

gefolgten Canabarii verschiedenster Herkunft. Aber wie die entlassenen Soldaten tatsächlich bei der Entlassung zu römischen Bürgern wurden, so legten sie auch den größten Wert darauf, als solche zu erscheinen, strebten nach den Ehrenstellen ihrer Gemeinden und suchten sich womöglich in ihrer Würde auch in der Provinzialhauptstadt zur Geltung zu bringen, wie jener Dativius Victor, der als decurio der civitas Taunensium, den Ehrenbogen gelobt hatte, den dann seine Erben dem Gelübde entsprechend errichtet haben und dessen Trümmer wir noch besitzen als ein stattliches Zeugnis der Wohlhabenheit dieser Honoratioren von Nida.

War das auch recht verdünnte römische „Kultur“ — weit verdünnter noch als die Denkmäler sie erscheinen lassen, deren Formen ja nicht von den Stiftern abhängig waren —, so war sie doch dem in diesen Gegenden Einheimischen immer noch überlegen genug, um es im Lauf mehrerer Menschenalter fast zu unterdrücken oder in entlegene Winkel abzudrängen. Eine bewußte Romanisierung lag den Römern hier wie sonst fern. Aber die Herrschaft der lateinischen Sprache, römisches Recht und Verwaltung nach römischem Vorbild mußten unwillkürlich nach und nach wirksam werden. Es war natürlich ein gewaltiger Abstand zwischen dem Leben in der Hauptstadt, der oberen oder gar der unteren Provinz und dem des Vorortes der civitas Taunensium. Aber vom Germanischen merkte man hier nicht viel mehr als dort, und auf dem Land waren im Limesgebiet vermutlich weniger selbständige Germanenansiedelungen geblieben als auf dem linken Rheinufer.

Um solche zu finden, muß man den Blick schon über den Limes hinausshweifen lassen, und da meint man noch beobachten zu können, daß man nur an wenigen Stellen germanische Dörfer in unmittelbarer Nähe der Grenze duldete, in der Regel einen Ödstreifen von aller Besiedelung freihielt, wie das ja bei den Germanen Brauch war. Ob die Tatsachen zu solchem Schluß hinreichen, ist mir zweifelhaft, da auf weite Strecken der Limes durch ein Gelände zieht, das den Germanen zur Ansiedelung nicht lockend erscheinen konnte, das zum Teil sogar der Entwicklung römischer Canabae im Anschluß an die Kastelle ungünstig war. Aber wahrscheinlich an sich ist die Annahme, da die Achtung der Germanen vor der Macht Roms ja geradezu von dieser Ödgrenze abhängig scheinen konnte. Bei den wenigen in der Nähe des Limes geduldeten Siedelungen, wenn sie wirklich

dem Limes gleichzeitig sind, wird man annehmen, daß es sich um eine Bevölkerung handelte, die sich besonderen Vertrauens würdig gemacht hatte, wie das Tacitus von den Hermunduren berichtet, denen ungehinderter Verkehr in der splendidissima Raetiae provinciae colonia gewährt wurde. Im allgemeinen ließ man die Barbaren nur bis zur Grenze kommen, dort aber entwickelte sich an manchen Stellen ein reger Handelsverkehr, und es gibt am Limes mehrere alte Märkte, die, außer allem Zusammenhang mit entsprechenden Ortschaften, auf Grenzmärkte jener alten Zeit zurückgeführt werden. Von hier ward manches römische Erzeugnis ins freie Germanien hinausgeführt. Aber solche bewegliche Ware, die auch vor und nach der Limeszeit auf den Wegen des Handels tief ins germanische Land eindrang, hatte auf die Kultur der Germanen keinen wesentlichen Einfluß, wenn sie vielleicht auch hier und da zur Nachahmung und zur Verbesserung der eigenen Produktion den Anstoß gab.

Anders im Limesgebiet, wo man so manche unzweifelhafte Vorzüge der römischen Kultur in langer Gewöhnung schätzen zu lernen Gelegenheit hatte. Gewiß würde sich hier noch weit mehr erhalten haben, wenn nicht die Wellen der Völkerwanderung über das Land hingegangen wären; dennoch ist es nicht wenig, worin wir die römische Erbschaft erkennen und das Gebiet diesseits des Limes von dem jenseitigen deutlich unterschieden sehen.

Weit stärker macht sich natürlich das römische Erbe auf dem linken Rheinufer bemerklich, wo die römische Herrschaft so viel länger gewährt hat, die römische Kultur von so viel stärkeren Elementen der Bevölkerung getragen, auch von so viel zahlreicheren und empfänglicheren aufgenommen wurde und deshalb so viel nachdrücklicher wirken konnte.

Der Unterschied spricht sich schon darin aus, daß sich auf dem linken Rheinufer so viele Ortsnamen aus der Römerzeit oder über diese aus der vorrömischen bis heute erhalten haben, auf dem rechten Ufer fast keine. Das findet seine Erklärung darin, daß Rom dort eine viel stärkere Besiedelung und ihr entsprechend höhere kulturelle Entwicklung vorgefunden hatte, an nicht wenigen ausgezeichneten, auch für die militärische Besetzung geradezu gebotenen Plätzen ansehnliche Siedelungen, die dann den Kern der Lagerdörfer und damit der späteren befestigten Städte bildeten und ihnen den Namen gaben, während das rechte Rheinufer fast keine beträchtlichen *vici* aufzuweisen hatte und nur ganz wenige aus

Lagerdörfern zu Städten sich entwickeln sah. Jene linksrheinischen Städte haben sich dank der Gunst ihrer Lage zumeist bis in unsere Tage behauptet; im Limesgebiet würde niemand in dem kümmerlichen Heddernheim den stattlichen Vorort der civitas Taunensium vermuten.

Die im wesentlichen gleichbleibende Besiedelung und die dauerhafte Bedeutung der Hauptplätze erhielt auf dem linken Ufer auch die wichtigsten Römerstraßen lebendig, während im Limesgebiet die Hauptlinien des hochentwickelten Straßennetzes, ausschließlich für Heereszwecke angelegt, mit der Zurückziehung der Truppen alle Bedeutung verloren. Dort würden wir uns wundern, in den Mauern einer Römerstadt keine lebendige Stadt eingemistet zu finden, hier staunen wir umgekehrt, wenn wir in dem Plan eines Dorfes oder Städtchens den Grundriß eines römischen Kastells fortwirken sehen und die Reste seiner Mauern für die Wohnungen der Gegenwart verwertet finden. Diese beiden Fälle der „Kontinuität der Besiedelung“ sind freilich auch von Grund aus verschieden, insofern, als im einen Fall die Bevölkerung sich durch Generationen und Jahrhunderte in den schon in der Römerzeit für sie bestimmten Mauern behauptet hat, während im anderen Fall die zu solchem Zweck nicht bestimmten Gebäude des Kastells nach dem Verschwinden der Truppen, für die sie erbaut waren, von irgendwelcher Bevölkerung der Umgegend mit Beschlag belegt worden sind. Das könnte an sich auch nach längerer Unterbrechung geschehen sein; es ist aber wahrscheinlich, daß es alsbald geschah, und daß die Eindringlinge sogar ein gewisses Anrecht auf die Kastelle hatten, indem sie zu deren Besatzung in der Zeit der Katastrophe gehörten, die einige Zeit vorher mit Grundbesitz ausgestattet, in der Absicht, sie dadurch eifriger in der Grenzverteidigung zu machen, damals bewies, daß ihr an dem Grundbesitz mehr gelegen war als an der Grenze und dem Reich. Man hat wohl gar in der körperlichen Erscheinung der Bewohner eines solchen alten Kastells, wie Groß-Krozenburg am Main, im Vergleich mit ihren Nachbarn ringsum noch eine Bestätigung dafür sehen wollen, daß es sich um Abkömmlinge der aus allerhand Volksbestandteilen, am wenigsten germanischen, gemischten Kastellbesetzung handelt. Dieses Einnisten in die Mauern der Römerbauten braucht freilich, möglicherweise nur von der Not empfohlen, nicht auf einer Wertschätzung des durch die Römer eingeführten Steinbaus zu beruhen, wie denn das römische Beispiel in dieser Hinsicht sich in der Tat im Limesgebiet nicht

sehr wirksam gezeigt hat. Ammian bezeugt zwar gelegentlich bei den Alemannen im Maingebiet *domicilia curatius ritu Romano* (d. h. von Stein) *constructa*; aber im allgemeinen haben die Bewohner des Limeslandes an ihrer einheimischen Bauweise festgehalten und den Fachwerkbau bald wieder zur Alleinherrschaft kommen lassen, während sich auf dem andern Rheinufer, im Moseltal z. B., die Nachwirkung des römischen Brauches auch heute noch beobachten läßt, wie sie sich ja auch in den auf den Steinbau bezüglichen Ausdrücken, die alle aus dem Lateinischen stammen, unzweifelhaft kundtut.

Umgekehrt hatten die Römer in der ersten Zeit ihres Verweilens auf germanischem Boden sich mit der Anwendung des sogenannten *murus gallicus* bei ihren Befestigungen mit dem Bau der Moorbrücken und der Versenkung von Wohnräumen in die Erde u. a. dem aus Klima und Bodenbeschaffenheit erwachsenen Brauch der Barbaren gefügt.

Auch im Ackerbau hatten sie kein Recht, als Lehrmeister sich zu fühlen, und es ist eigentlich unbegründet, daß die Form gewisser landwirtschaftlicher Geräte, wenigstens im linksrheinischen Land, bis auf den heutigen Tag von den Römern bestimmt worden ist, während der römische Einfluß im Garten- und Obstbau mit gutem Grund durch die Namen von Küchengewächsen und Obstsorten bezeugt wird. Doch wir wissen es ja, daß Namen und Formen der materiellen Kultur die tiefsten Wandelungen der geistigen Kultur überdauern können, wie umgekehrt die Gegenwart uns so kraß als möglich beweist, daß auch der höchste Stand der materiellen Kultur die Menschheit im Grund nicht zu heben vermag und mit dem grauenhaftesten sittlichen Tiefstand vereinbar ist. Deshalb fragen wir begierig nach den unmittelbaren Spuren geistiger Kultur, die etwa die römische Herrschaft dem germanischen Wesen aufgeprägt haben könnte.

Wir werden sie suchen im Gebiet des Glaubens und des Rechts.

Roms Toleranz gegen fremde Religionen ist bekannt. Es war der freie Wille der Kelten und Germanen, wenn sie ihren Göttern das Maskenkleid der *interpretatio romana* überwarfen, weil diese ihnen die künstlerischen Formen bot, die sie selbst nicht besaßen. Der Glaube ward davon kaum berührt. Mag unserer Erkenntnis diese Maskerade hinderlich erscheinen: ohne sie, ohne die Vermittlung römischer Worte und Bilder, würden wir noch weniger von diesen Vorstellungen erfahren. Mit dem Zurücktreten in die Bildlosigkeit werden die Götter

alles Ungermanische wieder abgestreift haben, das ohnehin der Phantasievorstellung der Menge, die, bildlos, wie sie war, dennoch bildhaft genug gewesen sein dürfte, nicht viel anhaben konnte.

Noch weniger werden die orientalischen Gottheiten — allen voran Mithras — die in der Formung der griechisch-römischen Kunst auch in Germanien auftraten — mehr, wie es scheint, auf dem rechten Rheinufer, im Gebiet der Auxilien, als in dem der Legionen auf dem linken — den Germanen einen dauernden Eindruck gemacht haben, ja sie werden ihnen, zum Teil ja nur den Eingeweihten zugänglich, wohl überhaupt nur ausnahmsweise zu Gesicht gekommen sein. Das Christentum aber hat, solange die Römer am Limes standen, noch fast gar keine Rolle gespielt und auch auf dem linken Rheinufer erst größere Bedeutung gewonnen, als die römische Herrschaft auch dort sich dem Ende zuneigte und bereits schwere Anstürme der Germanen auszuhalten hatte. Als bald nahm es dann den Kampf auf gegen das germanische wie gegen das römische Heidentum und mußte sich schließlich in einer Art von interpretatio christiana mit Rückständen beider abfinden.

Sind die Spuren römischer Einwirkung im Rechtsleben dauerhafter gewesen?

Daß sie bestanden und Bestand hatten, ist gewiß. Aber es ist schwer zu sagen, wie alt sie sind, da die Urkunden, diese selbst ja sicher ungermanisch und ein Teil jener Einwirkung, erst lange nach der Zeit, von der hier die Rede ist, einsehen. Daß der Begriff des Privateigentums den Germanen erst durch die Römer erschlossen wäre, war freilich ein Irrtum, zu dem uns Cäsar und Tacitus verleitet hatten; daß der Begriff sich aber unter römischem Einfluß befestigt und ausgebreitet hat, ist sehr wahrscheinlich. Begonnen haben wird diese Entwicklung gewiß schon in der Periode, der unsere Betrachtung gilt; aber sie mußte immer von neuem einsehen, da immer neue Germanenstämme in den Bereich des römischen Einflusses traten, auf verschiedener Stufe der Ausbildung des Rechts, von einem germanischen Urrecht, wenn es das gab, alle schon weit entfernt.

Mit Sicherheit können wir nur das der frühen römischen Einwirkung auf deutschem Boden zuschreiben, was dieser Boden selbst bezeugt. Das können nicht Begriffe sein, sondern nur Tatsachen, nicht Vorstellungen, sondern Einrichtungen.

Es ist bekannt, daß die Grenze der beiden germanischen Provinzen, beim Vinxtbach, fortbestanden hat als Grenze der Bistümer Trier und Köln. Aber es wäre wahrscheinlich irrig, darin nur das Fortwirken der römischen Abgrenzung

zu sehen. Den heutigen Namen verdankt zwar der Winrtbach der römischen Zeit — denn er entstand aus finis — aber die Bedeutung als Grenze hat er schon weit früher gehabt; denn hier war auch die Grenze des Trevirergebiets gegen das der Ubier und gewiß auch ihrer Vorgänger, der Eburonen oder wer es sonst war. So haben die Römer auch sonst ihren Einrichtungen Dauerhaftigkeit verliehen dadurch, daß sie sie an Bestehendes angeschlossen.

Weniger bekannt ist, daß mehrfach die Grenzen der civitates der bürgerlichen Verwaltungsbezirke, nachweislich mit den Grenzen der mittelalterlichen Gaue und der Diözesen zusammenfallen. Auch im Limesgebiet hat das nachgewiesen werden können, wenn auch die Nachweise noch sehr der Ergänzung bedürfen, und eine umfassende, nicht auf unser Gebiet beschränkte Untersuchung notwendig bleibt.

Deren Ergebnis wird aber höchst wahrscheinlich sein, daß wir auch hier nicht sowohl eine unmittelbare Abhängigkeit der mittelalterlichen Grenzen von den römischen anzunehmen haben, aus der sich eine unbegreiflich enge „Kontinuität“ ergeben würde, als vielmehr lernen müssen, daß die Grenzen der römischen Verwaltungsbezirke sich den Grenzen germanischer Völkerschaftsgebiete, wo sie konnten, angeschlossen haben. Die Probe auf diese Annahme würde es sein, wenn jene Übereinstimmung der römischen und der späteren Grenzen sich da, wo die civitates nach germanischen Völkerschaften benannt sind, ihrem Gebiet also wohl entsprechen, vollständiger nachweisen ließe als da, wo, im südlichen Limesgebiet, die Namen der civitates auf andere Weise gebildet sind — doch wohl deshalb, weil hier, südlich von den Suebi Nicretes, geschlossene Völkerschaftsgebiete nicht vorhanden waren.

Auch eine Fortwirkung der großen Grenzsperrre des Limes könnte da verstärkt oder uns vorgetäuscht werden, wo der Limes einer Völkerschaftsgrenze folgte, wie das in der Wetterau nicht unwahrscheinlich ist. Hier müssen historische Schlüsse dauernd an örtlichen Beobachtungen geprüft werden.

Solcher Nachprüfung unzugänglich und niemals beweisbar, darum aber nicht weniger bestechend ist der kürzlich ausgesprochene Gedanke, daß die von Rom aufgerichtete Grenzsperrre, indem sie einige Menschenalter — nehmen wir die Sperrre am Rhein hinzu, sogar einige Jahrhunderte — dem Vorwärtsdrängen der Germanen Einhalt gebot, die Stoßkraft der germanischen Stämme stärkte,

indem sie ihnen die Zeit ließ und den Antrieb gab, sich zu großen Völkerbünden zusammenzuschließen, deren Wucht Rom zuerst im Markomannenkrieg, dann im Ansturm der Alemannen, schließlich in der Überflutung durch die Franken erfuhr.

Wer könnte sich angesichts dieses Gedankens vor dem Denkmal, das uns einst wie ein Symbol der wiedergewonnenen Einheit des Reiches erschien, des sehnfüchtigen Wunsches erwehren, daß die Sperre, die in unseren Tagen, wie einst deutsches Land durchschneidend, aufgerichtet worden ist, endlich auch die Wirkung üben möchte, die zurückgedrängten, eingeengten deutschen Stämme fester zusammenzuschließen. Aber der Wunsch war niemals, so scheint es, von der Erfüllung weiter entfernt!
